Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 206. Dienstag den 24. April 1900. 94. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 24. April.

Die Begrüßung des **Prinzen von Wales** durch **Kaiser Wilhelm II.** in Altona hat, wie vorauszusehen war, in England die lebhafteste Befriedigung hervorgerufen, die in zahlreichen Artikeln der englischen Presse Ausdruck findet. So erblickt der „Daily Telegraph" in dem unerwarteten Schritte des deutschen Kaisers den „sichtbaren Ausdruck der großen und festen Freundschaft mit England", der eine nahe Zukunft verheiße, in der ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Reichen hergestellt sein werde, deren weitere Entfremdung ein Unglück sein würde und „deren Versöhnung nothwendig für die ständigen Interessen Beider ist". Das klingt sehr freundlich, aber der Besuch des deutschen Kaiserpaares in England im November v. J. war doch wohl mindestens ein ebenso überzeugender Beweis freundschaftlicher Gesinnung des deutschen Herrschers für das englische Königshaus und die ganze englische Nation wie die Altonaer Begegnung. Und was war der Dank für diesen Freundschaftsbeweis? Noch nicht vier Wochen später wurden deutsche Schiffe unter nichtigen Vorwänden von englischen Behörden festgehalten, und es bedurfte einer sehr energischen Sprache des Leiters der deutschen auswärtigen Politik, um die Angelegenheit in einer mit der deutschen Ehre verträglichen Weise zu erledigen. Und obwohl in dieser Frage England vollkommen im Unrecht gewesen war, so hatte doch, als der Notenaustausch zwischen den Auswärtigen Ämtern beider Staaten bekannt wurde, die englische Presse die Kühnheit, den Grafen Bülow schroff zu tadeln, weil er eine feste Sprache geführt und sich erlaubt hatte, als Gleichberechtigter zu verhandeln und nicht als ergebener Vasall der englischen Regierung. Wieder einige Wochen später wurde ein in Glasgow residirender deutscher Professor wegen seiner angeblich boerenfreundlichen Haltung derart insultirt, daß er sich veranlaßt sah, sein ihm lieb gewordenes Amt niederzulegen. Aus demselben Anlasse wurde in Australien ein deutscher Club gestürmt und Alles, was sich von beweglichen Gegenständen darin befand, kurz und klein geschlagen; in der Capcolonie wurden ebenfalls viele Deutsche gröblich insultirt und der antideutsche Fanatismus machte sogar nicht einmal vor der Persönlichkeit des deutschen Consuls in East-London Halt, beleidigte also in dem Consul als dem geordneten Vertreter des Reichs den deutschen Kaiser und die deutsche Nation. Zur gleichen Zeit machten sich in anderen englischen Colonien, wie beispielsweise in Canada und Indien, Bestrebungen geltend, den deutschen Exporthandel zu schädigen. Imperialismus, Chauvinismus und Deutschenhaß sind eben bereits von dem Mutterlande auf die Colonien übergesprungen. Wohlwollende Zeitungsartikel sind nicht zu unterschätzen, wenn sie aus wohlwollender Gesinnung entspringen; aber die Handlungsweise eines Volkes gegen das andere ist denn doch wohl praktisch von größerer Bedeutung. Kann man nun aber die hier angeführten Thatsachen — die nur eine Auswahl darstellen und sich leicht vermehren ließen — Thatsachen, die sich in der kurzen Spanne Zeit zwischen dem Kaiserbesuche in England und der Begegnung in Altona abgespielt haben, in Einklang bringen mit den freundschaftlichen Worten der englischen Presse bei jenen beiden Fürstenbegegnungen? In einem Puncte freilich hat der „Daily Telegraph" vollkommen Recht: daß eine weitere Entfremdung beider Nationen für beide Theile ein Unglück wäre und daß ihr Einvernehmen nothwendig ist für die ständigen Interessen Beider. Eine wirkliche Feindschaft zwischen den beiden Nationen würde lediglich Frankreich und Rußland zu Gute kommen. Soll aber ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Reichen hergestellt werden, so wird dies nie auf dem Wege der Cabinetspolitik geschehen können, sondern nur durch eine Wiederannäherung zwischen den beiden Nationen. Das deutsche Volk ist dem principiell nicht abgeneigt; haben doch in den beiden größten Kriegen, die der größte Staat Deutschlands, Preußen, zu führen hatte, im siebenjährigen Kriege und im Befreiungskriege, Preußen und Engländer wacker zusammengestanden. Wenn auch die Engländer die Preußen keineswegs aus sentimentalen Motiven, sondern um des eigenen wohlverstandenen Vortheils wegen unterstützten, so bleibt doch die Thatsache der Waffenbrüderschaft in schwerer Zeit bestehen. Aber die Kränkungen, die England im letzten halben Jahrhundert — und zwar in immer steigendem Maße — Deutschland zugefügt hat, mußten schließlich das Gefühl der Freundschaft in das einer starken Abneigung verwandeln. Wie oben dargethan, haben diese Kränkungen bis in die allerjüngste Zeit hinein fortgedauert, und wir bezweifeln sehr, daß die Zusammenkunft in Altona und die freundlichen Worte des „Daily Telegraph" Wandel schaffen werden. Sollten unsere Nachbarn jenseits des Canals uns durch Thaten Lügen strafen, so würden wir die Demüthigung, uns als falschen Propheten erwiesen zu haben, gern hinnehmen, aber so lange sie es bei den Worten bewenden lassen, antworten wir ihnen mit den derben Worten, mit denen einst Fürst Bismarck einen österreichischen Diplomaten abgefertigt hat: „Ob Sie reden oder ob der Wind durch den Rauchfang geht, ist mir völlig eins."

Die klerikalen „Verbesserer" der **lex Heinze** scheinen zu besorgen, daß ihr Machwerk bei den verbündeten Regierungen auf unüberwindliche Bedenken stoßen werde; wenigstens hat der Abg. Roeren eine klerikale Versammlung in Köln mit den Worten getröstet, wenn die Regierung zurückweiche, werde der Herrgott auf anderem Wege eingreifen. Vielleicht veranlaßt er gerade dadurch den Bundesrath, die Sache einer höheren Instanz zu überlassen. Jedenfalls hat die Centrumsinstanz ihrem eigenen Werke den schlechtesten Dienst erwiesen. Besonders in der bayerischen Kammer, wo nicht nur zwei Centrumsredner auf das Ueberzeugendste nachgewiesen haben, daß Richter klerikaler Gesinnung durch den § 184a sich zu Säuberern von Kunstmuseen legitimirt erachten dürfen, sondern wo auch der Cultusminister Dr. v. Landmann als Vertheidiger dieses Paragraphen eines der stärksten Argumente gegen denselben vorgebracht hat, indem er erklärte: „Mit der Möglichkeit sein Mißgriffen kann man gegen das Gesetz nicht operiren, und was die Dehnbarkeit des § 184a betrifft, so muß ich sagen, je dehnbarer, desto besser das Gesetz — wenigstens von gewissen Standpuncten aus". Die Erregung, die sich bei diesen Auslassungen der Kammer bemächtigte, spiegelt sich auch in der Presse wieder. Selbst die „Allg. Ztg." schreibt unwillig:

> Eine solche Sentenz müßte selbst bei einem Laien in Sachen der Rechtsprechung uns auf das Aeußerste befremden, im Munde eines Juristen, eines hohen und höchsten Staatsbeamten erscheint sie uns geradezu unbegreiflich. Dem Herrn Minister ist die alte römische These — und die Römer verstanden sich auf das Gesetzemachen ja in ganz hervorragender Weise —, daß ein Gesetz kurz sein müsse, damit es auch vom schlichten Mann verstanden und gehalten werden könne, sicherlich nicht unbekannt. Aber mit dem „kurz" sein ist zugleich das „klar und präcis" sein gemeint, denn sonst weiß der Mann aus dem Volk sich doch keinen Rath. Kautschukparagraphen, also Paragraphen mit Bestimmungen, die verschiedener Deutung und beliebiger Dehnung unterjochen werden können, gereichen keinem Gesetze zur Zierde und keinem seine verantwortungsvolle Aufgabe ernst nehmenden Richter zur Freude. Daß bereits in vielen Gesetzen und speciell im Strafgesetzbuch Kautschukparagraphen sich finden, wird man dem Herrn Minister allerdings zugeben müssen, aber er dürfte so ziemlich der Erste und wohl auch der Einzige sein, der in ihrer Existenz einen Vorzug erblickt, der die Zahl der dehnbaren Begriffe in der Jurisprudenz noch vermehrt sehen will. In der Regel betrachtet man sie nur als ein pis-aller, als ein Kreuz für Diejenigen, die Recht zu sprechen und Recht zu nehmen haben. Wenn heutzutage wirklich in weiteren Kreisen ein gewisses Mißtrauen gegen die Jünger der Themis und die Correctheit ihrer Entscheidungen platzgegriffen haben sollte, so dürfte in dem Umstande, daß unsere complicirten modernen Verhältnisse wohl oder übel zur Einführung einer größeren Zahl mehr oder minder dehnbarer Begriffe in unsere Gesetzgebung und in Folge dessen zu einer schwankenden, ja mitunter widersprechenden Judikatur Anlaß gegeben haben, wohl die einfachste und verständlichste Erklärung der an sich so unliebsamen Erscheinung zu suchen sein.....

Selbst die bayerischen Centrumsmitglieder werden sich sagen müssen, daß ihr Lieblingsminister ihnen mit seinem Lobgesange auf die lex einen bösen Streich gespielt hat.

Wenn bis zum Beginn der Reichsrathssitzungen in **Oesterreich** die **tschechische Sprache** nicht als innere Amtssprache in Tschechisch-Böhmen eingeführt ist, bleibt es bei der Obstruction, das ist die Losung, die die Jungtschechenführer in den letzten Tagen ausgegeben haben. Aehnlich war ihr Vorgehen zur Zeit Badeni's. Sie hatten unter dem Cabinet Windischgrätz, um die Erfüllung ihrer sprachlichen Forderungen zu erzwingen, zur Obstruction gegriffen, und als Fürst Windischgrätz dem Grafen Badeni Platz gemacht hatte, riefen sie diesem, die Sprachenfrage über die Köpfe der Deutschen hinweg in tschechischem Sinne zu regeln. Die Befolgung dieses Rathes führte nach dreijährigen Wirren dazu, daß die Sprachenverordnungen durch das Cabinet Clary wieder aufgehoben werden mußten. Nun meinen die Jungtschechenführer wie damals wieder, das Cabinet Körber möge die Einführung der inneren tschechischen Amtssprache im Verordnungswege nur riskiren und getrost abwarten, ob es für die tschechische die deutsche Obstruction eintauschen werde. Diesmal indeß dürften die jungtschechischen Sirenenrufe nicht verfangen. Körber ist kein Badeni, und ein so vorsichtiger Politiker wie er wird es schwerlich auf die Gefahr einer deutschen Obstruction ankommen lassen. Ist es für ihn doch viel verlockender, abzuwarten, ob die jungtschechische Obstruction nicht zur Sprengung der Mehrheit und zur Isolirung der Jungtschechen führen wird. Es wird gemeldet, daß das im Ministerium fertiggestellte Sprachengesetz für Böhmen und Mähren gleich beim Zusammentritt dem Reichsrath vorgelegt werden wird. Daraus ginge hervor, daß Ministerpräsident Körber von weiteren Verhandlungen der Verständigungsconferenz nichts mehr erwartet. Das jungtschechische Hauptorgan spricht von dem ministeriellen Sprachengesetz schon jetzt äußerst abfällig, es kündigt die Obstruction mit dem Beisatze an, daß das Schicksal des Parlaments „besiegelt" sei, und schließt mit der Versicherung: „Die Katastrophe naht mit Riesenschritten."

Ein sehr interessantes Document zur geheimen Geschichte des kommenden **Wahlkampfes in den Vereinigten Staaten** ist dieser Tage durch eine der landesüblichen Indiscretionen bekannt geworden. Es ist dies die Besteuerungsliste, die der republikanische Parteiführer Marc Hanna auf Grund der Beschlußfassung eines ad hoc einberufenen Comités den Trusts, die sich unter der republikanischen Regierung einer so ungemein wohlwollenden Förderung erfreuen, zu Gunsten des republikanischen Wahlfonds auferlegt hat. Die Ziffern sind sehr bezeichnend, sowohl für die Riesensummen, die eine Präsidentenwahl verschlingt, als auch für die ungeheuren Gewinne, die die Trusts aus ihren Monopolen schlagen, die sie in die Lage versetzten, ohne Weiteres dem Wahlfonds so große Opfer zu bringen. Auf dieser Liste figuriren: Carnegie Steel Trust Co.: 1 500 000; Cramp Co. und Schiffsbau-Trust: 500 000; National Biscuit Trust: 150 000; American Woolen Trust (Woll-Trust): 150 000; American Lead Trust (Blei-Trust): 300 000; Standard Oil Co. (Oel-Trust): 800 000; American Sugar Refining Co. (Zucker-Trust): 500 000; American Tobacco Trust (Tabak-Trust): 450 000; National Paper Manufacturing Co. (Papier-Trust): 200 000; 6 kleinere Trusts: 1 750 000 Dollars, so daß von 15 Trusts allein eine Gesammtsteuer von 6 200 000 Dollars zu Gunsten des republikanischen Wahlfonds aufzubringen ist. Aber auch bei dieser Steuer dürfte es noch nicht sein Bewenden haben, da laut eines Parteibeschlusses der Wahlfonds der Republikaner, welcher anläßlich der letzten Wahl Mac Kinley's 18 Mill. Dollars betrug, diesmal auf 30 Millionen erhöht werden soll. Diese Ziffer allein spricht dafür, daß die Partei ihres Erfolges nicht so sicher ist, als sich ihre Organe rühmen.

Der Krieg in Südafrika.

-v. Wie auf einem Schachbrett exerciren jetzt die Boeren bei **Dewetsdorp**.

General Rundle war von Bloemfontein auf der Straße nach Dewetsdorp vorgeschickt worden, um Wessels zu entsetzen. Ganz in der Nähe des Ortes, südwestlich davon, gerieth er mit den Boeren ins Gefecht und sieht sich jetzt mit Umgehung bedroht. Aber nicht genug damit: plötzlich erschienen aus nordöstlicher Richtung von Thabanchu her weitere Boerencommandos, um sich im Rücken General Rundle's auf der Straße nach Dewetsdorp bei Kariefontein und an anderen Puncten in der Nähe festzusetzen und so Rundle's Entsatztruppen den Rückweg nach dem Hauptquartier in Bloemfontein abzuschneiden. Man berichtet uns darüber:

> **T. London, 24. April. (Privattelegramm.) Aus Bloemfontein wird gemeldet: Boerencommandos von Thabanchu schoben sich am 21. und 22. April bis Paardekraal vor, und drohten Rundle's Truppen von ihrer Operationsbasis abzuschneiden. Roberts sandte die 11. Division nebst der 18. Brigade des vierten Corps, Cavallerie-Brigaden und berittene Infanterie über Kariefontein auf der Straße Bloemfontein-Dewetsdorp zu Hilfe, welche drittenwegs jenseits des Leuwkop auf den starkbesetzten Feind stießen und vergebens angriffen. Der Versuch, dessen Stellung auf der hohen Hügelreihe von Paardekraal zu umgehen, mißlang. Die Cavallerie wie die Artillerie wurde geworfen.**

Der Schachzug ist den Boeren also vorerst sehr gut gelungen und sie haben damit des Weiteren erreicht, daß

Feuilleton.

1]

Die Herdringen's.

Novelle von Hedda v. Schmid.

Nachdruck verboten.

Mein verstorbener Großonkel war ein Freund von altem, kostbarem Silbergeräth. Er besaß eine reiche Sammlung von mit klirrenden Ketten behangenen, mit allerhand Verzierungen versehenen Pocalen, seltsam geformten rundbäuchigen Vasen und geschweiften Körben mit durchbrochenem Blätterrande.

Wenn er bei besonders guter Laune war, so zeigte er seine Schätze, und einmal, als ich neben ihm vor seinem geöffneten Silberschranke stand und den mannigfachen Inhalt desselben, welcher letztere theils ererbt, theils käuflich erworben war, bewunderte, deutete er auf eine außerordentlich graziös geformte Kanne und sagte: „Dieses Cabinetstück hier stammt aus dem ehemaligen Herdringen'schen Silberschatze. Ja, Kind, was dort an dergleichen Kostbarkeiten vorhanden war, davon kannst Du Dir kaum eine Vorstellung machen. Großartig war der Herdringen'sche Silberreichthum, sage ich Dir. Und eine Sünde und Schande war's, daß der Heinz Herdringen so toll gewirthschaftet, daß das köstliche Silber geopfert werden mußte, um das alte Familiengut zu retten. Eine Sünde und Schande — jawohl! Ich war damals mit den beiden Herdringen'schen Söhnen — dem Heinz seinen Söhnen nämlich — befreundet. Mit dem Aeltesten habe ich zusammen studirt in Jena. Der Zweite war ein Vollblutkrautjunker besten Schlages mit einem praktischen Kopfe. Hatte ihn aber so ziemlich verloren, als es sich nach dem Tode des Vaters herausstellte, daß sozusagen kein Stein auf dem Gute den Erben gehörte. Alles war mit Schulden belastet. Ein Jammer, sage ich Dir, Kind, wenn Väter so haushalten, daß, wenn sie ihre Augen zugethan, den Erben nur das pure „Nichts" nachbleibt. Jürgen Herdringen benachrichtigte natürlich seinen Bruder in Jena sofort von dem Ableben des Vaters und schrieb auch, daß er sich keinen Rath wüßte aus all' der Calamität, von der er sich plötzlich umgeben sah. Er war noch sehr jung damals, und sein Vater hatte ihm nie einen rechten Einblick in die Vermögensverhältnisse gestattet. Der „sanfte Gotthold", so nannten wir Burschen den älteren Herdringen, weil er so was Zierliches, Mädchenhaftes an sich hatte und von lammfrommer Gemüthsart war, schüttelte auf die wichtigen Nachrichten hin sofort Jenas Staub von seinen Füßen und machte sich auf in die baltische Heimath. Ich schloß mich ihm an, denn ich hatte damals gerade meine Studien absolvirt, und Gotthold bat mich, ihm mit meiner frisch gebackenen Juristerei beizustehen bei den unangenehmen Auseinandersetzungen mit den Gläubigern seines Vaters, welche nun in recht nachdrücklicher Weise den Söhnen auf den Hals rückten.

Gotthold selbst hatte Philosophie studirt. Eine ganz hübsche Sache, die philosophische Welt- und Lebensanschauung, allein dem Gotthold nützte sie im gegebenen Falle nichts; er war in allen praktischen Dingen unerfahren wie ein Säugling. Der alte Herdringen war ohne vorhergehende Krankheit am Schlage verschieden, man hatte ihn bereits in der Familiengruft bestattet, als Gotthold zu Hause eintraf. Damals, liebes Kind, reiste man langsam, es gab noch keine Eisenbahnen."

Wir standen noch immer vor dem Silberschrank, während Großonkel Vorstehendes erzählte; ich hatte den alten Herrn mit keiner Zwischenfrage unterbrochen, um ihn nicht aus dem Concept zu bringen.

Nun schloß er die Thür des Schrankes und sprach: „Wie das so zu gehen pflegt, ist beim Anblick der Herdringen'schen Kanne manche Erinnerung an frühere Zeiten in mir wach geworden. Ja, ja, ich könnte Vieles erzählen von den Herdringens."

„Ach, bitte, bitte, Großonkel, erzähle", bat ich. Ich liebte schon damals nichts mehr, als wie Menschen und Ereignisse schildern zu hören.

Das Vernommene spann ich dann in meiner Fris regen Phantasie weiter aus und konnte Stunden lang davon träumen, wobei alle Gestalten in greifbarer Deutlichkeit vor meinem geistigen Auge standen, wo ich mit denselben litt und jubelte, kämpfte, entsagte, verzweifelte und siegte — je nachdem — aber gefreulich alle Phasen ihrer Schicksale mit durchmachte. Großonkel nahm in seinem alten grünen Lehnstuhl unter dem Fenster, das offen stand, Platz, zündete sich seine lange Pfeife an, blies bedächtig einige dichte Rauchwolken vor sich hin, räusperte sich und begann, während ich, die ich ihm gegenüber saß, ganz Ohr war: „Also, Heinz Herdringen war begraben, als wir, der sanfte Gotthold und ich, eines schönen Tages am Ziel unserer Reise, in Herdringen anlangten.

Ein schöner alter Bau war das Herrenhaus zu Herdringen, oder, ist's heute noch, richtiger ausgedrückt — denn es steht ja doch noch, aber kein Herdringen besitzt es mehr — leider — es ist in fremde Hände übergegangen, das ganze schöne Gut. Damals freilich gelang es uns noch, den alten Familiensitz den Gläubigern des tollen Heinz, so nannte man ihn seiner Spielwuth und seiner kostspieligen, noblen Passionen halber, zu entreißen. Mit genauer Noth allerdings. Der sanfte Gotthold und ich saßen über Büchern, Documenten und Schuldscheinen, und rechneten im Schweiße unseres Angesichts, und Jürgen, der ein derber Junker war, fluchte meist „über die lodrige Wirthschaft seines Alten". Jürgen war seinerseits ein Original, ein solches, wie man es nicht oft findet. Man erzählte sich die unglaublichsten Anekdoten über ihn. Drastisch vor allen Dingen war es, wie er um seine Frau anhielt. Einige Male bereits hatte ihn die nicht mehr ganz junge, aber hübsche und kluge Dame, eine Comtesse Elten, abgewiesen, aber Jürgen Herdringen steckte die empfangenen Körbe mit Seelenruhe ein, und ließ trotzdem nicht locker. „Wenn Sie jetzt nicht „Ja" sagen", sprach er eines Tages zu Comtesse Charlotte, „so können Sie meinetwegen als alte Jungfer ins Gras beißen." Ich glaube übrigens, daß er sich sogar noch derber ausdrückte.

Ob nun die Aussicht, welche Jürgen so ungeschminkt der Comtesse eröffnet, letztere gefügig, bleibt dahingestellt, Thatsache ist, daß er das ersehnte Jawort erhielt. Uebelwollende meinten zwar, „sie nahm ihn, um ihn loszuwerden", allerdings eine curiose Auffassung der Sache, es wurde jedoch eine sehr glückliche Ehe. Jürgen's Liebe zu seiner Frau überwog die ihm angeborene Derbheit und — Grobheit, er bezwang sich, Charlotten zu Gefallen, und wurde sanfter und gesitteter in seinem Wesen. Er ließ sich immer mehr und mehr von seiner taktvollen, verständigen Frau leiten, sie starb viel zu früh für ihn und die Kinder, welche sie ihm geschenkt. Drei Töchter und ein Sohn waren's; aus diesem, einem hübschen, aufgeweckten Jungen, hätte eigentlich was Besseres werden sollen, aber er heirathete leichtsinniger Weise in noch sehr jungen Jahren ein Mädchen, das zu stark die vornehme Frau spielte, und es durch maßlose Verschwendungsucht dahin brachte, daß Jürgen Herdringen, der an seinem einzigen Sohne einen Narren gefressen, dem Edi mehr zuwendete, oder zuwenden mußte, als er verantworten konnte. Und so geschah es, daß Herdringen schließlich doch noch unter den Hammer kam. Vater, Sohn und Schwiegertochter starben in Armuth."

Großonkel nickte trübe vor sich hin, dann fuhr er fort: „Jürgens glückliche Ehe konnte Gotthold und mich doch nicht dazu verleiten, uns nach einer passenden Lebensgefährtin umzusehen, wir blieben nach wie vor Hagestolze, und genossen Vaterfreuden, indem wir Jürgen's drei Mädel nach Herzenslust verhätschelten. Der Junge kam schon früh in ein Cadettencorps. Doch ich schweife ab — ich wollte ja erzählen, wie's mit dem Herdringen'schen Silber geschah. Also — Geld war dringend nöthig damals, als Gotthold und Jürgen das Erbe, d. h. die Schulden ihres Vaters antraten. Aber woher nehmen? Aus nichts hat zwar Gott die Welt erschaffen, allein das war uns in unserer Nothlage immerhin ein schwacher Trost. Da, als wir wieder einmal beriethen, wie und wo wir Capital flüssig machen könnten, trat der alte Maddis, so ein angeerbtes Inventarstück vom Bedienten aus Großmutters Zeiten, ohne vorher anzuklopfen — das durfte er, mit seinem devotesten Katzenbuckel zu uns ins Zimmer. Diese Sorte alter Bediensteter", schaltete mein Großonkel ein, „sind nun nachgerade aus. Maddis war in alle Familienverhältnisse eingeweiht, wußte genau, wie wackelig es mit dem Gute stand, und erlaubte sich daher seinerseits einen Vorschlag. An das Familiensilber hatte von uns Dreien bisher keiner gedacht, den Brüdern war dasselbe etwa so heilig, wie die Gruft ihrer Ahnen. Seit Traditionen waren die prächtigen Geräthe bei den Herdringens in Ehren gehalten worden, und der Gedanke, sie zu veräußern, kam den Beiden hart an. Ich schlug mich nach kurzer Ueberlegung auf des alten Maddis Seite und sprach mit ihm: „Lieber das Silber, als das Gut."

Und so wurde denn der Silberschatz verkauft, größtentheils wand er eingeschmolzen. Ganze Säcke voll brachte der alte Maddis unter vielem Geseufze nach St. Petersburg in die Münze; nur das Nothwendigste wurde im Hause zurückbehalten, und mir schenkten die Brüder zum Andenken und gewissermaßen als Anerkennung meiner ihnen geleisteten Dienste beim Ordnen ihrer allerdings sehr verwickelten geschäftlichen Angelegenheiten die Kanne, welche Du vorhin bewundert hast, und welche die größte Zierde meiner Sammlung ist. Die Kanne stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert und ist ihrer Form nach — —"

Großonkel unterbrach sich, um seine Pfeife frisch in Zug zu bringen; ich benutzte die mir willkommene Pause, um einer langen, kunstgeschichtlichen Abhandlung, in welche der alte Herr sich dazwischen zu ergehen liebte, vorzubeugen, und fragte rasch: „Was wurde denn aus den drei Töchtern Deines Freundes Jürgen? Bitte, bitte, erzähle mir von ihnen." Großonkels altes, faltiges Gesicht mit den unzähligen Runzeln bekam einen ganz weichen Zug.

Er blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, dann sagte er: „Die lieben prächtigen Mädels — — ja, prächtig waren sie, jede in ihrer Art. Marie Charlotte, die Aelteste, vertrat sozusagen Mutterstelle an den kleinen Schwestern. Sie besaß einen klaren, nüchternen Verstand. Die Zweite, Wolburga, nach irgend einer alten Tante so benannt, lebt eben noch in W. Sie ist Wittwe und erzieht die Kinder ihres Bruders mit ihren eigenen zusammen. Edi und seine Frau starben an einer Epidemie rasch nach einander. Ja, die Jüngste der Schwestern, ist auch längst todt", schlaff Großonkel kurz.

Darauf versank er in tiefes Sinnen; ich errieth, daß die Erinnerung an die Kinder seines Freundes ihn mächtig ans Herz